

Dillenburger Nachrichten

Erscheinen an allen Wochentagen. — Bezugspreis vierteljährlich mit Botenlohn 1,75 Mk., durch die Post bezogen 1,50 Mk., durch die Post ins Haus geliefert 1,92 Mk.

Verlag v. E. P. Dillenburger, Markbachstr. 40

mit Illustrierter Gratis-Beilage „Neue Lesehalle“

== Unabhängiges Organ ==

der werktätigen Berufsclassen in Stadt u. Land, des gewerblich. u. kaufmännischen Mittelstandes, der Beamten, der Landwirtschaft sowie des Arbeiterstandes.

Preis für die einseitige Zeitungs- oder Werberaum 15 Pfg., Reklamer pro Zeile 40 Pfg. Anzeigen finden die weitestgehende Verbreitung. Wiederholungen entsprechend Rabatt. Druck v. Emil Anding, Buchdruckerei, Herborn.

Nr. 290.

Samstag, den 11. Dezember 1915.

9. Jahrgang.

Aus den Kriegserlebnissen eines Vogesenpfarrers

bringt die Februar- und Märznummer des „Elf. Boten. Gustav-Adolf-Boten“ eine ergreifende Schilderung. Sie erzählt von den Erlebnissen der kleinen evangelischen Diasporagemeinde auf dem Elmont. Da lesen wir:

„Wenige Tage noch und unsere Vorposten werden von der Heeresleitung zurückgezogen — was mit der Gemeinde vorgeht, kann der Pfarrer nur dem allmächtigen Gott anhehlen, der bei den Einsamen ist und sie trösten kann, wie einen eine Mutter tröstet.“

Doch da kommen sie schon, die feindseligen Gräße der Granaten. Vom Elmont her fliegen sie in unser Tal, dort oben ist also der Feind. Wenigstens die Augenblicke furchtbarer Spannung und angstvoller Erwartung sind für die Gemeinde vorbei. Was aber wird durchkostet sein, was wird noch folgen in dem kleinen deutschsprachigen Gemeinlein, wie eine Insel im französischen Sprachgebiet? Wie wird es vom Feind behandelt werden? Indessen die Schlacht bei Weiler zieht für einige Tage alle weiteren Erwägungen ab; in ungestümem Vorwärtsdrängen eilen die braven Bayern durch den Ort, während unter dem Dach mit der flatternden Fahne des Roten Kreuzes die feischen und körperlichen Kräfte des Pfarrers fast Tag und Nacht beschäftigt sind. Unaufhörlich, aber in unheimlicher Nähe, donnern immer noch die schweren Geschütze. „Kampf um den Elmont“, so lösen uns die Offiziere das Rätsel, und wenige Stunden später kommt die Befehlsbefehls für das Herz des Diasporagelichen frohe Vorkast: „Der Elmont ist gestürzt“. Unglaublich klingt es. Sind doch die Hänge dort so steil und unbezwinglich, daß dem langsam gehenden Wanderer, der zur Erholung oder Dienst am Vortort aufsteigt, nach wenig Schritten auch im Winter die Stufen tropfen und nun — „gestürzt“? Ein Wunder der Tapferkeit — aber wie viel edles Blut wird geflossen sein! „Für uns“, so sagten mir nachher die Gemeindeglieder und alle Leute in den Nachhöfen dort oben, „für uns“ — in besonderer Bedeutung des Wortes — „sind sie gefallen.“

Mit Tränen in den Augen haben sie die ersten der Stürmenden begrüßt, aus ihren Kellern hervortretend, in denen sie acht Tage lang gehaust, ohne Feuer anzumachen zu dürfen, nur von der täglich in aller Hast und Gefahr im Stall geholten Milch lebend. Von fortwährendem Todeschreien erzählen noch ihre Mienen, da es einige Tage später dem Pfarrer endlich gelingt, seine Gemeinde zu sehen. Und da erfährt er das Grausige, das noch jetzt als etwas Unfassbares und doch Geschehenes in den stillen Frieden der Elmontkirche hineinragt.

Ja, daß ich's gleich sage, die Gustav-Adolf-Kirche, zu deren Bau 1892 der Kaiser einen namhaften Betrag gestiftet, ist unversehrt, nur von den Stufen, an deren Fuß

eine Granate eingeschlagen, sind einige Stücke abgesprungen. Einige Fenster sind durch Infanteriegeschosse durchlöchert, Gefangbücher verschwunden — sonst alles in Ordnung. Aber wie gern möchten wir mehr Schaden beklagen, wenn jenes Schwere ungeschehen gemacht werden könnte, wenn nicht daneben im Friedhof ein großes frisches Grab und gegenüber die schwarzen Mauern eines Hauses, aus dessen geräumig-geschwülstlichen Fenstern einst freundliche Gesichter den Pfarrer begrüßt, Zeugnis ablegen würden von furchtbaren Minuten!

Die Mutter und drei blühende Töchter sind hier mit einer Nachbarin das Opfer einer aus nächster Nähe abgeschossenen französischen Granate geworden, während der Familienvater, ahnungslos bei der Feldarbeit von der Kanonade überrascht, in der Scheune eines Nachbarhauses mit dessen Bewohnern zusammenlaufend Schutz suchte.

Auch da erschüttert bald ein furchtbarer Stoß das Haus, die Wohnräume sind ein Schutthaufen; ein zweiter und die Splitter verlegen die Hausfrau schwer — der Nachbar eilt nun mitten im Regengestoss davon, um seine Frau zu Hilfe zu holen — aber jetzt noch bricht ihm die Stimme, wenn er von diesem Nachbarhofe erzählt, wie er von den Seinen nur noch die entseelten Körper vorgefunden hat.

Wahrlich ein ernster, aber ersehnter Gottesdienst, der die verminderte Gemeinde nach jenem ersten Wiedersehen mit dem Pfarrer im Gotteshaus vereint. Waren doch zu alledem auch drei liebe Familienväter vom Feind hinweggeschleppt, ohne daß sie bis jetzt den Jähren zurückgegeben wurden.

Auch durch das frohe Weihnachtsfest klang darum der ernste Ton, vor allem in Erinnerung an jene jungen Mädchen, deren Trübsinn uns ein Jahr vorher der Weihnachtsfreude gepriesen und deren verstümmelte Leiber nun nicht weit von der feiernden Gemeinde ruhen. Immerhin — „das ew'ge Licht geht da herein“, so sang die Gemeinde und die zahlreichen Soldaten, die weither von der Grenzwacht gekommen waren, durch Regen und Schnee, stürmten zuversichtlich ein, und das ewige Licht leuchtete und vertrieb die Dunkelheit, so daß am Schluß Kinder- und Männeraugen beim Empfang der Gaben, mit denen die fürsorgliche Liebe gutherziger Damen uns auch in diesem Jahr wieder den Tisch gedeckt, heller fast leuchteten als der Weihnachtskerzenlichter Schein und die Weihnachtsfreude mitging in die Häuser und Hütten und in die Walddäler der Krieger!

Berliner Brief.

Zwei Paar Stiefel für Kriegsverwundete — Mehrgewinn zur Kriegszeit — Kriegerheimstätten.

Eine rechte Freude wurde mir dieser Tage zu teil. In der Berliner Gesellschaftsversammlung Berlin I wurde mir von einem Mißstand berichtet, der viel böses Blut erregt hatte. Wenn ein Krieger einen Fuß verloren hat, erhält er dankens-

wert Weise von der Heeresverwaltung ein künstliches Glied, nach Bedarf ein künstliches Bein. Als ich vor 8 Wochen durch den Kreis Viedentopf fuhr, merkte ich erst nach längerer Unterredung, daß der Kriegsverletzte, mit dem ich sprach, ein künstliches Bein hatte. Nun aber wird zu dem künstlichen Bein nur ein Schuh gewährt, den zweiten dazugehörigen Schuh mußte der Kriegsverletzte sich selbst anschaffen. Das machte natürlich böses Blut. Wenn ein Schwerverletzter aus dem Lazarett entlassen wird, oft seine Bedürfnisse noch nicht geordnet sind, so stand er vor der Notwendigkeit, aus der eigenen Tasche 12.— Mk. mitunter noch mehr für den anderen Schuh zu zahlen. Das ist jetzt geändert. Mir ist vom Kriegsministerium die Zusicherung gegeben, daß fortan jeder, der eines künstlichen Beins bedarf, zugleich mit ihm zwei Paar Schuhe von der Heeresverwaltung empfängt. Wer sie seit seiner Entlassung nicht erhalten hat, kann sich an das Bezirkskommando wenden: auf Antrag werden die zwei Paar Schuhe denen, die ein Bein verloren haben, nachgeliefert.

In einem anderen Falle bin ich nicht durchgedrungen. Bekanntlich liegt dem Reichstag zur Zeit ein Sperrgesetz für die Kriegsgewinne vor. Es handelt sich darum, zu verhindern, daß die Gesellschaften jetzt allen ihren Mehrgewinn an die Aktionäre ausschütten und dann später, wenn der Zugriff des Staates erfolgen soll, nichts mehr vorhanden ist. Darum soll von dem Mehrgewinn über die vorhergehenden Friedensjahre hinaus 50 Prozent gesperrt werden. Ich schlug im Hauptausschuß vor, auf 75 Prozent zu gehen, blieb aber damit in der Minorität. Wohlverstandenen handelt es sich hier nur um ein vorläufiges Gesetz, das eigentliche Gesetz über die Kriegsgewinnsteuer folgt später. Mir will es scheinen, als sei es genug, wenn jemand in Kriegszeiten seine Abschreibungen und den vollen Friedensgewinn hat; man sollte nicht im Kriege mehr wie im Frieden verdienen wollen!

In dieser Woche bin ich in drei Ausschüssen des Reichstags tätig: im Wirtschaftsausschuß, wo ich unseren erkrankten Dr. Burchardt zu vertreten habe, im Hauptausschuß, der eben das Vorgefetz (Sperrgesetz) für die Besteuerung der Kriegsmehrgewinne erledigte, und im Wohnungsausschuß.

Mir wird die Wohnungs- und Bodenfrage für unser neues deutsches Reich immer wichtiger, und manchmal forgere ich, daß, wie wir manche Kriegsmassnahme nicht rechtzeitig trafen, wir auch wieder die Kriegsschlusssmassnahmen nicht rechtzeitig zurückerst, sondern uns von den Ereignissen werden überraschen lassen.

Wenn die Massen aus dem Felde zurückkehren, kann leicht eine Knappheit an kleinen Wohnungen und im Zusammenhange damit eine Mietssteigerung entstehen. Nichts aber wäre dem inneren Frieden abträglicher, als daß die heimkehrenden Krieger Erhöhungen des Mietzinses erfahren. Ohnedies müssen wir bei der Knappheit des Schiffbestandes und der Erhöhung der Frachten mit einer Teuerung auch

Landesverrat.

Roman von E. P. Oppenheim.

59

(Manuskript verlesen.)

Ich hatte den Eindruck, daß ihm diese Erklärung sehr schwergefallen sein müsse, und mein Dank für seine Loyalität hatte darum einen sehr warmen und herzlichen Klang. Aber mit einer unnachahmlich vornehmen Handbewegung schnitt er meine Versicherungen ab.

„Was aber die andere Angelegenheit betrifft,“ fuhr er fort, „so muß ich durchaus auf meiner damals kundgegebenen Ueberzeugung verharren. Ich halte es noch wie vor für unmöglich, daß ein Unberufener die in dem Tresor verwahrten Papiere berührt haben konnte. Und ich muß den Eigensinn, mit dem Sie bei Ihrer Behauptung stehenblieben, auf das lebhafteste bedauern. Ich sage das nur, um einer mißverständlichen Auffassung vorzubeugen; denn an und für sich ist ja auch diese Angelegenheit als erledigt zu betrachten. Die anderen Herren der Kommission sind mit Ihrer Tätigkeit vollkommen zufrieden. Und nachdem meine Bedenken von ihnen als nicht stichhaltig abgewiesen worden sind, behalte ich meine Ansichten natürlich für mich.“

Das war eine kalte Dusche, vollaus geeignet, meine Freude über den ersten Teil seiner Erklärung zu dämpfen. Und der Fürst mochte wohl fühlen, was in mir vorging, da er sich beeilte, auf einen anderen, weitab liegenden Gegenstand überzuspringen.

„Zum Schluß noch etwas rein Persönliches, Herr Lazar,“ sagte er in merkwürdig verändertem Ton. „Ich hatte in diesen Tagen den Besuch eines Herrn, der Ihnen verwandtschaftlich sehr nahesteht, und den ich unter meine ältesten und besten Bekannten zähle. Sie erraten wahrscheinlich, von wem ich spreche?“

„Doch nicht von meinem Oheim, Durchlaucht?“ fragte ich in ungläubigem Erstaunen. Aber er neigte bejahend den Kopf.

„Von Ihrem Oheim, Herrn Gleba,“ bestätigte er. „Er nimmt offenbar ein sehr lebhaftes Interesse an Ihnen, da er über Ihren äußeren Lebenszustand ziemlich genau unter-

richtet war und auch von Ihrer gegenwärtigen Tätigkeit bereits Kenntnis hatte. Der einzige Zweck seines Besuches waren die Erkundigungen, die er bei mir über Sie eingeziehen wollte. Und ich brauche Ihnen kaum zu versichern, daß es mir ein Vergnügen war, ihm die günstigsten Auskünfte geben zu können. Das Ende unserer Unterredung war, daß er mich ersuchte, Ihnen persönlich diesen Brief zu übergeben, den er vermutlich auf die denkbar sicherste Art in Ihre Hände gelangen lassen wollte.“

Dabei hatte er auch schon seinem Portefeuille einen Brief entnommen, den er vor mich hin auf den Tisch legte. „Die Einzelheiten Ihrer Familiengeschichte,“ sprach er weiter, „sind mir vollständig fremd. Aber wenn der gutgemeinte Rat eines alten Mannes irgendwelchen Wert für Sie hat, so möchte ich Ihnen in Ihrem Interesse empfehlen, die freundschaftlichen Anerbietungen nicht zurückzuweisen, die Herr Gleba vielleicht willens ist, Ihnen zu machen. Er ist hochbetagt, und er verfügt, soviel ich weiß, über ein sehr bedeutendes Vermögen. Auch sind Sie, wenn man mir recht berichtet hat, sein nächster Anverwandter.“

„Allerdings, Durchlaucht! Aber Herr Gleba hat sich gegen meine Mutter sehr hartnäckig und ungerecht gezeigt.“ „Ich glaube nicht, daß Sie etwas dabei gewinnen, oder daß Sie auch nur im Sinne Ihrer verstorbenen Mutter handeln, wenn Sie um weit zurückgelegter Dinge willen Ihrem Oheim gegenüber den Unverföhnlichen spielen. Vielleicht beurteilen Sie diese Dinge nicht einmal richtig. Denn nach allem, was ich über den Charakter des Herrn Gleba weiß, halte ich ihn für einen vielleicht etwas starrköpfigen, aber streng rechtlich und ehrenhaft denkenden Mann. — Aber Sie sollen mich nicht mißverstehen, Herr Lazar! — Ich will in keiner Weise einen Einfluß auf Ihre Entscheidungen üben. Mein Anteil und mein Interesse an dieser Angelegenheit enden mit dem Augenblick, da ich den Brief Ihres Oheims auftragsgemäß in Ihre Hände gelegt habe.“

Er erhob sich und ging zur Tür. Selbstverständlich gab ich ihm das Geleit und sprach ihm noch einmal ehrerbietig meinen Dank aus, sowohl für seine vorige Erklärung wie für die Liebenswürdigkeit, die er mit der Uebernahme eines rein persönlichen Auftrages an mich befundet. Er nickte und — schon auf der Schwelle stehend — sagte er noch scheinbar beiläufig:

„Mebrigens fürchte ich, daß wir in Gefahr sind, den

unmöglichen Rat des Obersten Sugto in unserer Kommission zu verlieren. Denn er wird möglicherweise demnächst mit einer wichtigen Mission in das Ausland entsandt werden. — Auf Wiedersehen also drüben im Schloß, Herr Lazar!“

Als ich ihm unter dem Tore des Hauses meine letzte respektvolle Verbeugung gemacht hatte, kehrte ich in mein Arbeitszimmer zurück, um mit begreiflicher Reugier den Brief meines Oheims zu lesen.

Er lautete:

„Mein lieber Georg!“

Mehr als einmal in diesen letzten Jahren schon fühlte ich ein Verlangen, an Dich zu schreiben, um von Dir selbst zu erfahren, wie sich Dein Leben und Deine Zukunftsaussichten gestaltet hätten. Ich habe nie vergessen, daß Du der Sohn meiner Schwester bist, und ich werde dessen immer eingedenk bleiben, wenn Du leider auch der Sohn eines Mannes bist, der unsere Familie durch seine Verfehlungen und durch sein schimpfliches Gewerbe auf das schwerste geschädigt hat. Ich weiß, daß Du einen Groß gegen mich hegst, denn Du hast Dich niemals bemüht, es mir zu verbergen. Aber ich denke um dieser Aufrichtigkeit willen sicherlich nicht schlechter von Dir. Jedenfalls wünsche ich, daß Du die Vorschläge annimmst, die mein Rechtsanwalt Dir in meinem Namen machen wird. Und ich werde mich freuen, wenn Du mir bei Deinem nächsten Aufenthalt in Bukarest das Vergnügen bereitest, mich zu besuchen. Es hat mich mit aufrichtiger Genugtuung erfüllt, zu erfahren, daß es Dir gelungen ist, einen ehrenvollen Posten zu erringen und Dich zur Zufriedenheit Deiner hohen Vorgesetzten auf ihm zu behaupten.

Dein aufrichtig wohlgesinnter Oheim
Gleba.“

Es bedurfte für mich keiner langen Uebersetzung, um die rechte Antwort auf diesen so freundlich gehaltenen Brief zu finden, und ich zögerte nicht, sie auf der Stelle niederzuschreiben. Kurz genug fiel sie freilich aus, denn sie beschränkte sich auf die nachstehenden wenigen Zeilen:

„Berehrter Oheim!“

Da ich Ihr Neffe und meines Wissens Ihr nächster Blutsverwandter bin, lebe ich keinen vernünftigen Grund,

nach dem Kriege rechnen. Darum scheint mir entsprechende Voraussicht der Regierung nötig, die gleichzeitig auch den vielfach notleidenden Hausbesitzern, die ja durchweg in den Großstädten nicht reiche Leute sind (die reichen Leute nehmen Hypotheken und nicht Häuser) zu gönnen ist. Vor allem aber handelt es sich um den großen Gedanken, eine größere Schicht unseres Volkes wieder bodenständig zu machen. Darum müssen wir mit aller Kraft den Gedanken der Kriegerheimstätten, wie es auch jüngst Damaskus in Siegen tat, vertreten. Die Schwierigkeiten kenne ich wohl, und über viele Einzelheiten läßt sich streiten. Nur darf darüber die Wucht des Vorstoßes nicht leiden, die gegen die Macht der Trägheit zu richten ist.

Reinhard Mum
M. d. R.

Der Krieg

Tagesbericht der obersten Heeresleitung.

Großes Hauptquartier, 9. Dezember. (M. V. Amtlich.)

Westlicher Kriegsschauplatz.

Lebhafte Artilleriekämpfe an verschiedenen Stellen der Front, besonders in Flandern und in Gegend der Höhe 193 nordöstlich von Souain.

Ein französisches Flugzeug wurde südlich von Vapaume zur Landung gezwungen; die Insassen sind gefangen genommen.

Ostlicher Kriegsschauplatz.

Abgesehen von einzelnen Patrouillengefechten ist nichts zu berichten.

Balkankriegsschauplatz.

Die Kämpfe südlich von Plewje, südlich von Sjenica und bei Jpek wurden mit Erfolg fortgesetzt.

Djakova, Debra, Struga und Ohrida sind von bulgarischen Truppen besetzt. Die Kämpfe am Vardar sind in günstigem Fortschreiten.

Oberste Heeresleitung.

Eine böswillige Erfindung.

Berlin, 9. Dezember. (M. V. Amtlich.) Die griechische Zeitung „Nea Hellas“ (Athens, vom 29. Oktober) bringt eine Meldung ihres Korrespondenten aus Volo, in der sie unter schärfsten Ausfällen auf die deutsche Kriegsführung die Behauptung aufstellt, ein deutsches Unterseeboot habe nach der Versenkung des englischen Transportdampfers „Marquette“ im Golf von Saloniki auf ein mit Frauen besetztes Boot der Schiffbrüchigen dieses Dampfers geschossen.

Wie wir von zuständiger Seite erfahren, stellt sich diese Behauptung als eine böswillige Erfindung dar.

Zur Versenkung der „Marquette“ ist lediglich ein Torpedoschuß abgefeuert worden; Artillerie oder Gewehre sind garnicht in Tätigkeit getreten.

Leider sollen nach einer englischen Meldung mehrere Krankenschwestern bei dieser Gelegenheit ertrunken sein. Aber die Schuld hieran fällt ausschließlich der englischen Regierung zur Last, die sich nicht scheut, weibliche Personen auf ihren lediglich zu Truppentransporten gecharterten Dampfern zu befördern. Die von Amerika nach England beförderten Munitionstransporte schätze England, indem es Amerikaner an Bord führte, wie im Falle der „Lusitania“. Jetzt scheint es seine Truppentransporte durch Krankenschwestern decken zu wollen, deren tragisches Los dann im Falle der rechtmäßigen Versenkung solcher Fahrzeuge als himmelschreiendes Unrecht deutscher Barbarei hingestellt wird.

weshalb ich mich gegen einen Vorschlag, den Sie die Güte haben wollen, mir zu machen, von vornherein ablehnend verhalten sollte. Auch werde ich, Ihrer freundlichen Aufforderung Folge leistend, nicht verfehlen, Ihnen bei meiner nächsten Anwesenheit in Bukarest meine Aufwartung zu machen.

Ihr ergebener Neffe
Georg Lazar.

Mein Diener brachte mir den Tee und legte gleichzeitig eine Bukarester Zeitung auf den Tisch. „Vielleicht wird es Herrn Lazar interessieren, den Artikel zu lesen, der sich mit Seiner Durchlaucht beschäftigt“, sagte er. „Er steht gleich auf der ersten Seite.“

Es war sonst nicht die Art des Mannes, mir derartige Winke zu geben, und ich zweifelte darum nicht, daß es sich um irgend etwas Außergewöhnliches handeln müsse. Ich entfaltete das Blatt und fand unter der Überschrift „Noblesse oblige“ einen Artikel, dessen Inhalt ganz danach angetan war, die hohe Meinung zu bekräftigen, die ich seit der ersten Begegnung von dem Charakter des Groß-Bojaren gehegt hatte.

Wie es schien, hatte der Fürst sich durch falsche Angaben, die er auf Treu und Glauben hingenommen, verleiten lassen, seinen Namen unter den Gründungs-Prospekt einer industriellen Gesellschaft zu setzen, deren Zwecke eminent gemeinnützige zu werden verhießen. Das Unternehmen aber hatte sich später als ein schwindelhaftes erwiesen, bei dem die Aktionäre Gefahr liefen, ihr Geld bis auf den letzten Pfennig zu verlieren. In einer eben abgehaltenen und ziemlich stürmisch verlaufenen Generalversammlung hatte nun einer dieser Aktionäre erklärt, daß er einzig durch den Klangvollen und angesehenen Namen des Fürsten Potesci veranlaßt worden sei, die Papiere zu erwerben, und hatte daran eine ziemlich durchsichtige Verdächtigung des Groß-Bojaren geknüpft. Ruhig aber hatte dieser sich daraufhin von seinem Sitze erhoben, um zu erklären, daß er sich der durch seine Unterschrift übernommenen Verantwortlichkeit vollkommen bewußt sei, und daß er deshalb unbedenklich jedem, der sich der gefährdeten Papiere zu entäußern wünsche, den dafür gezahlten Preis voll erstatten würde.

Nachdem der Fall der Spionin Miß Cavell, deren rechtmäßige Aburteilung nichts weiter war, als eine dringende Abwehr gegen ein verbrecherisches System unserer Feinde, in den neutralen Ländern ohne Eindruck bleibt, scheint man neue „Märtyrerinnen“ konstruieren zu wollen, um die Fiktion der deutschen Unmenschlichkeit aufrechtzuerhalten.

Ein Denkmal.

Letzter Sonnenschein verblaßt,
Graue Wolken fliegen. —
Aus der See ragt hoch ein Mast:
Sel, wie ihn der Sturmwind fahst
Und versucht, zu biegen!

Doch er wankt und zittert nicht,
Deutend stumm die Stätte,
Wo im Kampfe brav und schlicht
Sank das Schiff getreu der Pflicht
In sein letztes Bette.

Weber Kreuz noch Blume schmückt
Seinen Wellenhügel,
Doch der Mast steht ungebüdt:
„Ist's auch uns noch nicht geglückt,
—
Deutscher Mut hat Flügel!“

Schiffe gibt's noch ungezählt —
Täglich bau'n wir neue! —
Wer den Tod im Meer erwählt,
Hielt, ob Kranz und Kreuz auch fehlt,
Echte deutsche Treue!“

L. Linberg.

Lokales und Provinzielles.

Dillenburg den 10. Dezember 1915.

— **Weihnachtsspende für unsere Armierungssoldaten.** Auch an dieser Stelle sei auf den im Inzeraten-Teil veröffentlichten Aufruf zu Weihnachtsspenden für unsere Armierungssoldaten aufmerksam gemacht. Daß unsere „Schipper“ Großes geleistet haben, ist ja allmählich allgemein bekannt geworden; ihre Leistungen sind wiederholt von berufenster Stelle hervorgehoben worden. Deshalb dürfen sie auch jetzt nicht vergessen sein. Gerade bei ihnen läge das nahe, da sie ja nicht langjährige Beziehungen mit einer Garnisonstadt gewonnen haben, sondern zu den Neuschöpfungen dieses Krieges gehören. Darum vergeßt unsere Schipper nicht!

— **Das Eisene Kreuz** erhalten hat der als Feldprediger auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz wirkende Landtagsabgeordnete Pfarrer Heckenroth von Altenkirchen.

— **Süße Kartoffeln.** Wie dem Gewerbe- und Verkehrsamt von sachverständiger Seite mitgeteilt wird, kann der süße Geschmack, den sonst unverdorrene Kartoffeln bei Frost leicht annehmen, dadurch beseitigt werden, daß man die Kartoffeln mit der Schale etwa 24 Stunden in kaltes Wasser legt und das Wasser mindestens einmal erneuert. Dadurch wird der infolge des Frostes entstandene Zuckergehalt ausgezogen. Da es bei dem stark wechselnden Wetter leicht vorkommen kann, daß selbst in den Haushaltungen die Kartoffeln einmal unter der Kälte leiden, sei auf dieses einfache Mittel hingewiesen.

— **Die eisernen Fünfpfennigstücke.** Wie die Deutsche Parlaments-Korrespondenz berichtet, sind die jetzt in größerem Umfange in den Zahlungsverkehr gelangenden eisernen Fünfpfennigstücke nur als ein Notbehelf während des Krieges anzusehen und sollen zwei Jahre nach dem Friedensschluß außer Verkehr gesetzt werden.

— **Anrechnung der Jahre 1914 und 1915 als Kriegsjahre.** Es sind Zweifel darüber entstanden, ob allen Einberufenen, auch wenn sie nicht an der Front waren, die Jahre als Kriegsjahre angerechnet werden. Hierüber hat der bereits mitgeteilte Kaiserliche Erlaß vom 7. Sept. ds. Js. entschieden. Danach kommt es nicht darauf

an, in welcher Uniform jemand in Feindesland war oder zur Abwehr von Feinden in Grenzgebieten, sondern ob er überhaupt länger als zwei Monate in einem Kriegsgebiet zugebracht hat, wenn auch nur als Armierungsarbeiter ohne Uniform und Waffen. Solchen Einberufenen, die, wenn sie auch länger als 1 Jahr innerhalb des Deutschen Reiches dienten, jedoch nicht über die Grenze gekommen sind, werden die Jahre nicht als Kriegsjahre angerechnet.

— **Ein Sturm von enthusiastischer Begeisterung** hatte sich nach dem Zeitungsbericht auf diese hochsinnige Erklärung hin in der Versammlung erhoben. Und etwas von dieser Begeisterung empfand in diesem Augenblick auch ich. Wäre der Fürst noch in meinem Zimmer gewesen, ich glaube, ich würde zum ersten Male in meinem Leben einem Manne die Hand geküßt haben. Jedenfalls war ich stolz darauf, in den Diensten eines solchen wahren Edelmannes zu stehen, und die Erklärung, die er mir vorhin aus freien Stücken abgegeben, gewann für mich einen noch größeren Wert. Jetzt verstand ich auch den Sinn der Worte, die bei ihrer Wiederbegegnung zwischen dem Fürsten und der Prinzessin ausgetauscht worden waren. Und ein wunderbares Hochgefühl erfüllte meine Seele, als ich mir sagen durfte, daß sie ihres Vaters ebenbürtige Tochter sei. Wie war ich so sehr überzeugt gewesen wie in diesem Augenblick, daß die Prinzessin Lydia Potesci unter allen weiblichen Wesen auf dem ganzen Erdenrund nicht ihresgleichen habe.

Unter diesen Umständen ließ es mich beinahe ganz kalt, als mir eine Viertelstunde später ein Brief ausgehändigt wurde, der aus der Kanzlei eines der angesehensten Bukarester Advokaten stammte. Er enthielt den von meinem Oheim angetragenen Vorschlag. Und dieser „Vorschlag“ bestand einzig in der Mitteilung, daß der Advokat durch Herrn Oleva angewiesen worden sei, mir fortan alljährlich eine Summe auszus zahlen, die das fürstliche Gehalt, das ich gegenwärtig bezog, noch um ein Erhebliches überstieg.

28. Kapitel.

Da keine Volkshast gekommen war, die mich auf das Schloß berufen hätte, nahm ich das Diner in meiner Wohnung ein, und ich mochte wohl bei meiner Kaffeetafel und meiner Nachschick-Zigarette ein wenig einschlummern sein, da ich mich nur dunkel erinnere, bei einem Klopfen an die Tür meines Zimmers etwas erschrocken aufgeföhren zu sein und mich nicht sogleich darauf besonnen zu haben, wo ich mich eigentlich befand.

Ich ließ denn auch nicht sogleich die Aufforderung zum Eintritt ergehen. Aber der da Einlaß begehrte, wartete auch diese Aufforderung gar nicht erst ab. Ich sah, wie die Klinke sich bewegte, und im nächsten Moment erschien auf der Schwelle des Gemaches eine weibliche Gestalt, die dicht verschleiert und vom Kopf bis zu den

an, in welcher Uniform jemand in Feindesland war oder zur Abwehr von Feinden in Grenzgebieten, sondern ob er überhaupt länger als zwei Monate in einem Kriegsgebiet zugebracht hat, wenn auch nur als Armierungsarbeiter ohne Uniform und Waffen. Solchen Einberufenen, die, wenn sie auch länger als 1 Jahr innerhalb des Deutschen Reiches dienten, jedoch nicht über die Grenze gekommen sind, werden die Jahre nicht als Kriegsjahre angerechnet.

— **Gießen, 9. Dezember.** Der außerordentliche Professor an der theologischen Fakultät zu Göttingen, Dr. Bouffet, ist an Stelle des am 1. Dezember in den Ruhestand getretenen Geh. Kirchenrat Professor Dr. Baldenpferger zum ordentlichen Professor an unserer theologischen Fakultät mit Wirkung vom 1. April 1916 ernannt worden.

— **Begdorf, 4. Dez.** Die Krupp'sche Vergoerwaltung Begdorf überwies der Ortsgruppe Begdorf des Vaterländischen Frauenvereins für den Kriegsliebesdienst wieder 5000 M. Damit steigen die Zuwendungen der Krupp'schen Vergoerwaltung an den Frauenverein auf 15 000 Mark an. Auch dem Frauenverein in Herdorf wurde wieder eine Spende in Höhe von 1000 Mark überwiesen.

— **Frankfurt a. M., 8. Dez.** Die Gändlerin Dietrich im Stadteil Bockenheim hat sehr unter der Konkurrenz eines Nachbargeschäftes zu leiden. Um sich des gefährlichen Nachbarn zu entledigen, beschuldigte sie ihn in anonymen Briefen beim hiesigen stellv. Generalkommando, daß er, trotzdem er in Höchst a. M. Soldat sei, stets zu Hause weile und dann stets Zivil trage. Die Beschuldigungen kamen jetzt vor Gericht zum Austrag. Die Dietrich wurde als die Briefschreiberin entlarvt, die gegen den Nachbarn erhobenen Beschuldigungen waren aus der Luft gegriffen. Die Verleumderin erhielt drei Wochen Gefängnis.

— **Wiesbaden, 9. Dezember.** Geheimrat Regierungsrat Dr. Roß, welcher im 76. Lebensjahr steht und 18 Jahre lang als Schularat an der hiesigen Regierung und vorher in gleicher Eigenschaft zu Arnberg mit größter Pflichttreue tätig war, feierte sein goldenes Doktorjubiläum. Aus diesem Anlaß erneuerte die philosophische Fakultät zu Bonn das Diplom der Doktorwürde.

— **Aus Oberhessen, 9. Dez.** Der „Schröder Peter“, der in ganz Oberhessen und weit darüber hinaus bekannte Muster Peter Damm, ist in der Marburger Universitäts-Klinik verstorben. Mit ihm scheidet eine der originellsten Persönlichkeiten des hessischen Bauerntums aus dem Leben. Es gab wohl kein Dorf, in dem er nicht bei Kirchweihfesten und Hochzeit mit seiner Harmonika die Gäste ergötzte. Oft begleitete er das Spiel mit dem Gesang alter hessischer Volkslieder, deren Text er meisterlich beherrschte.

Vermischte.

— **Eine historische Wiege.** Im Hohenzollernmuseum des Schlosses Ranibou steht eine einfache Wiege von dunklem Mahagoniholz mit einer Gardine von grüner Seide. Es ist dies die Wiege, in der unseres Kaisers Großvater, der alte Kaiser Wilhelm, als neugeborener Prinz Wilhelm ruhte. Im Fußgestell der Wiege befinden sich kleine Behälter, die bestimmt waren, die kindlichen Bekleidungsstücke für den unmittelbaren Gebrauch stets zur Hand zu haben. Diese Wiege stand ehemals im alten Kronprinzenpalais, unter den Linden, in welchem Friedrich Wilhelm III. mit seiner unvergeßlichen Gattin als Kronprinz seine stille Häuslichkeit gründete, und in dem er während seiner ganzen Regierung bis zu seiner letzten Stunde wohnen blieb. An dieser Wiege stand die Königin Luise, damals noch umstrahlt vom lichten Sonnenschein des reinsten Glücks, und blickte, leise die grüne Gardine aushebend, auf das kleine, schwächliche Kind, dessen damals überaus zarte Körperverfassung ihr oftmals ernste Sorgen bereitete. Diese Wiege ging auch nach dem einfachen Sommeritz des damaligen kronprinzlichen Paares zu Barch an der Havel mit, und in ihr wurde der junge Prinz unter Aufsicht der alten Oberhofmeisterin Gräfin Boß in den blumen- und duftenden Garten getragen, um mit der sonnenwarmen Luft neue Lebenskraft einzunehmen. Die Gesundheit des Prinzen war so schwach, daß die königlichen Eltern und selbst der berühmte Arzt Huseland häufig ernstlich beunruhigt waren. Erst nach dem französischen Feldzuge tröstete sich seine Konstitution, und er hatte selbst in seinen

Füßen in einen Wanst gepunkt war. Sie hatte sich augenscheinlich durch die Art ihrer Kleidung unkenntlich machen wollen. Ich aber erkannte sie nichtsdestoweniger auf den ersten Blick als die Frau, die sich meines Vaters Weib genannt hatte.

Meine erste Empfindung war die eines heftigen Unwillens über den Mißbrauch, den sie offenbar mit meiner Schwachheit treiben wollte. Ich hatte mich für einen Augenblick von dem Mitleid mit ihrem Geschlecht überwältigen lassen, und ich war töricht genug gewesen, es ihr zu zeigen. Nun wählte sie augenscheinlich, mich als ein williges Werkzeug für ihre Pläne nützen zu können. Und ich mußte es für meine Pflicht halten, diesen Wahn sofort zu zerstören.

„Ich bedaure, Sie hier nicht empfangen zu können, Madame“, sagte ich, noch ehe sie Zeit gefunden hatte, ein Wort zu sprechen. „Das Verbot, in meiner Wohnung irgendwelche Besuche von Fremden entgegenzunehmen, ist eine der mir durch meine Stellung auferlegten Pflichten.“ Aber sie war erlichtlich nicht gesonnen, sich durch diese Erklärung, wie unzweideutig sie auch immer sein mochte, verschrecken zu lassen. Schwer atmend sank sie in einen Stuhl und schob ihren Schleier empor. Ich war aufrichtig erschrocken, als ich ihr Gesicht sah, ihre mager gewordenen Wangen und ihre wie im Fieber brennenden Augen.

„Ich mußte kommen“, erwiderte sie. „Ich durfte es nicht länger ausschieben. Sie müssen mir die Wahrheit sagen, Georg — die ganze Wahrheit!“

„Die Wahrheit über was? Ich verstehe Sie nicht, Madame!“

„Die Wahrheit über den Mann, der hierher gekommen war, Sie zu besuchen, und der Potesci nicht mehr lebend verlassen durfte.“

Kurz abweisend schüttelte ich den Kopf.

„Ich habe Ihnen nichts zu erzählen. Als ich den Mann unter den Klippen fand, war er tot. Daß es seine Aht nicht geweckt war, mich aufzusuchen, ist später“

„Und das ist die Wahrheit, Georg? Die reine Wahrheit?“

„Es ist die reine Wahrheit, Madame!“

Aber haben Sie nicht einem Mädchen im Dorfe an-
befohlen, Stillzweigen darüber zu bewahren, daß dieser

jugen Jahren infolge fortwährender Kränklichkeit Zweifel an einer langen Lebensdauer. Wie dieses schwachmännliche Leben aus der unheimlichen Lagerstätte, die damals seine Welt war, gewaltig und wunderbar in die Weltgeschichte hereingewachsen ist, wie diese kleinen und schwachen Kräfte das deutsche Schwert zu unerhörten Siegen schwingen lernte, das weiß die heutige Generation vielleicht am besten, die berufen ist, das große Werk des heimgegangenen Kaisers fortzusetzen.

Eine zeitgemäße Erinnerung. Zur Zeit der ersten Teilung Polens — im Jahre 1772 — traten die Bevollmächtigten Preußens, Oesterreichs und Ungarns zusammen, um die Bedingungen, unter welchen die Teilung vorgenommen werden sollte, festzustellen. Friedrich der Große sandte seinen Liebling, den durch Geist, Witz und Kenntnisse berühmten Marquis de Lucchesini, Maria Theresia den Grafen Stadion und Katharina II. den Fürsten Dolgorudi zu den Konferenzen. Die diplomatischen Verhandlungen waren bald beendet, jeder erhielt seinen Anteil an der Beute, und zur Feier des beglückenden Zuwachses an Land und Leuten gab Fürst Dolgorudi das erste Diner, denn schon damals waren Festessen eine geübte Sitte. Als nun der Champagner kreiste, brachte der fürstliche Gastgeber folgenden Toast aus: „Meine große Kaiserin soll leben! Ich vergleiche sie mit der Sonne; — wie diese die Erde erleuchtet, erwärmt, befestigt, so meine Kaiserin ganz Europa und einen Teil von Asien. Sie lebe hoch!“ Bald darauf erhob sich Graf Stadion zu Ehren seiner erhabenen Herrin: „Meine große Kaiserin soll leben! Ich vergleiche sie mit dem Mond! Wie dieser die dunklere Nacht durch sein mildes Licht erleuchtet, wie er die Sonne oft verfinstert, wie er der Liebe Schutzherr ist, so auch meine mächtige Kaiserin! Sie verjagt die hellen Strahlen durch die Nacht der Unwissenheit und des Aberglaubens, sie schirmt vor des Geistes Uebergriffen und vor den vorhandenen Blutstrahlen der toten Gewalt, sie beschützt die Liebenden, denn sie ist der Abglanz der Liebe. Sie lebe hoch, meine große und herrliche Kaiserin!“ Tusch und Hoch wie vorher. Lucchesini hatte mitgerufen und mitgetrunken; dann vertiefte er sich in interessante Gespräche, in das herumgereichte Dessert und in den schäumenden Wein. Nachdem man längere Zeit vergebens gewartet, fragte der Fürst den königlichen Gesandten, ob er nicht auch einen Toast auf seinen Herrn ausbringen wolle. Lucchesini dankte für die freundliche Erinnerung und entschuldigte sich mit angeborener Jesuiterei; dann stand er auf und begann: „Mein König soll leben! Man hat mir die besten Sterne des Himmels fortgenommen; wenn das aber auch nicht der Fall gewesen wäre, so würde ich doch meinen Herrn nur mit etwas Irdischem vergleichen können, da er selbst nur Irdischer ist. Ich vergleiche ihn daher mit Josua, denn dieser rief, das Schwert in der Hand: Stehe still, Sonne! und sie stand. Um den Mond bekümmerte er sich gar nicht. Mein König, der Vorberaumte, er lebe hoch!“ Man sagt, daß beide kaiserliche Gesandte ihren Ingrimm nur mit großer Anstrengung verborgen hätten. Der große Friedrich aber lächelte über den treffenden Witz seines Lieblings.

Fürstliche Pseudonyme. König Ferdinand von Bulgarien pflegt, wenn er auf Reisen geht, bei denen er seinen offiziellen Rang zu verbergen wünscht, einen Pseudonymen beizulegen, und zwar nennt er sich in solchen Fällen Graf von Mornay. Fast jeder europäische Herrscher hat seinen Intogononamen, mit Ausnahme Kaiser Wilhelms, der niemals intogonon reist. Anders der Deutsche Kronprinz, der z. B. seine Reise nach Ostasien unter dem Namen des Grafen von Ravensberg antrat. König Gustav V. von Schweden nennt sich auf Reisen Graf von Tulgard, während sein verstorbenen Vater Oskar II. den Namen eines Grafen von Haga anzunehmen pflegte. Bekannt ist, daß König Eduard VII., wenn er in Biarritz oder in Marienthal weilte, sich Herzog von Lancaster nannte, ein Titel, auf dem er allerdings als englischer Souverän sowieso Anspruch hatte.

Derfingers Schlagfertigkeit. Einst fragte der französische Gesandte am brandenburgischen Hofe an der kurfürstlichen Tafel seinen Nachbar, ob es wahr sei, daß sich in des Kurfürsten Diensten ein General befände, der früher Schneider gewesen sei. Der alte Derfingler, der nicht weit davon sah, hatte die Frage wohl gehört, sprang auf und rief dem Gesandten mit flammendem Blicke zu: „Hier ist der Mann, von dem dies gesagt wird, und hier (auf seinen Degen schlagend) ist die Elle, mit der er die Feinde nach der Länge und Breite mißt.“

Wann am Tage vor seinem Tode nach Ihnen gefragt hatte?“

„Ich leugne nicht, daß ich sie darum erlucht habe. Sie erzählte mir davon, als die Leiche bereits gefunden worden war. Und ich konnte nicht einsehen, welchen Zweck ihre Mitteilung haben sollte.“

„Sie haben damit eine große Torheit begangen. Wie konnten Sie sich auch auf die Verschwiegenheit eines Weibes verlassen, das nicht zugleich Ihre Geliebte war? — Sie haben sich inzwischen mit dem Mädchen überworfene oder haben ihr einen Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben, und nun bedient sie sich ihrer Kenntnis als einer Waffe, um Ihnen zu schaden.“

„Ich sah es nicht ändern, und ich fühle mich dadurch nicht weiter beunruhigt. Ich habe nie auch nur ein einziges Wort mit dem Manne gesprochen. Und ich wußte nichts von ihm, bis ich ihn tot am Strande fand.“

„Georg!“ rief sie. „Dies ist schrecklich. Noch bin ich nicht ganz sicher, aber ich glaube — ich glaube, es war dein Vater!“

„Ich hatte mich bis jetzt immer mit allen Kräften bemüht, diesen Gedanken zurückzuweisen, so oft er sich mir hatte aufdrängen wollen. In diesem Augenblick aber fühlte ich mich dazu nicht mehr imstande. Ein Erschauern ging über meinen Körper, und ich fand nicht sogleich eine Erwiderung. Sie aber, indem sie sich näher gegen mich zeigte, flüsterte mit heißem Atem: —

„Um Ihre Willen, Georg, müssen wir herausbringen, welche Bewandnis es mit seinem Tode hatte.“

„Die Behörden haben festgestellt, daß der Körper des Mannes angeschwemmt wurde,“ murmelte ich. Es war alles, was ich im Moment vorzubringen wußte.

Aber sie bewegte ablehnend den Kopf.

„Es hat jetzt keine Bedeutung mehr, was die Behörden damals glaubten. Am wenigsten für uns. Denn Sie und ich, wir beide wissen, daß er nicht angeschwemmt worden war.“

„Sind Sie dessen wirklich so ganz sicher?“

„Ganz sicher! Ich weiß, daß er Briefe und Papiere bei sich trug, die für Sie bestimmt waren. Und außerdem müssen sich andere Dinge in seinem Besitz befunden haben, an denen er leicht hätte identifiziert werden können. Aber die Taschen des Toten waren leer. Er ist nicht nur ermordet, sondern auch beraubt worden. Und es ist für

Der arme Nikita. König Nikita von Montenegro soll sich an seinen Schwiegersohn, den König von Italien, mit der Bitte um schnellste Uebersendung von Geld und Munition gewandt haben, da er sonst nicht dafür einstehen könne, dem Völkerverband die wünschenswerte Hilfe angedeihen zu lassen. Die Meldung klingt durchaus wahrscheinlich, denn der Hof von Montenegro ist einer der ärmsten Fürstentümer von Europa, und König Nikita befindet sich meist in Geldverlegenheiten, die schon wiederholt Gegenstand mehr oder weniger wichtiger Anekdoten gewesen sind. Die Ursache dieser ungünstigen Verhältnisse liegt zum Teil in den geringen Landeseinnahmen, zum Teil aber auch in der Verschwendung und Spielsucht, der der König der Schwarzen Berge, wenigstens in früheren Jahren, unermessliche Opfer gebracht hat. König Nikita ist das Haupt der Dynastie Petrowitch, die seit mehreren Jahrhunderten über das Land regiert. Bis zum Jahre 1845 war die weltliche Oberherrschaft mit dem geistlichen Primat verbunden, und da den sogenannten Wladikas, d. h. Fürstbischöfen, Ehelosigkeit vorgeschrieben war, wurden immer deren Neffen Thronfolger. Der letzte dieser Wladikas war Peter II. Sein Nachfolger Danilo I. trennte die weltlichen von den geistlichen Funktionen und heiratete die reizende Darinka, die Tochter einer vornehmen Triester Familie. Da er keine Söhne hatte, so folgte ihm nach seiner Ermordung im Jahre 1860 sein Neffe, der gegenwärtige König, auf dem Thron. Die Rolle, die Nikita in der internationalen Politik zu spielen berufen war, ist bekannt. Eine seiner Töchter, die nun verstorben ist, war die Gattin des Königs Peter von Serbien, eine andere ist die Königin Elena von Italien, zwei andere heirateten die russischen Großfürsten Mikolajewitsch und Peter Mikolajewitsch, während die fünfte Tochter die Gattin des Prinzen Franz Joseph von Battenberg ist. Der Kronprinz Danilo ist bekanntlich mit der Prinzessin Jutta von Medlenburg-Strelitz vermählt.

Land und Leute.

Ein afrikanisches Zwergvolk. Wenn man den Albert-Njanga verläßt und die Richtung nach Westen einschlägt, so kommt man an einen Fluß, den die Niam-Niam den Ueleßu getauft haben. Diese Gegend ist den Sportsleuten bekannt, weil hier das eigentliche Jagdgebiet für Elefanten, Rhinocerosse, Löwen, Leoparden, Schakale, Giraffen, Gnus, Nilpferde usw. beginnt. Reist man weiter nach Süden, so begegnet man einem Zwergvolk, das dem Fremden allerdings nur wenig zugänglich ist. Sobald diese Zwerge vermöge ihres wunderbaren Spürsinnes die Nähe eines Fremden fühlen, verlassen sie eiligst ihre Hütten, die sie auf den Bäumen zwischen den Zweigen gebaut haben, und verschwinden in den Wäldern. Ihre Zahl ist nicht sehr groß, da sie sich im Laufe der Jahre mehr und mehr in das Innere des großen Waldes nach dem Kassai-Fluß zurückgezogen haben. Sie folgten dabei ihrem instinktiven Mißtrauen, das sie von den Orten fernhält, wo sich der Weiße niederläßt. Diese Ortsveränderung wird ihnen um so leichter, als sie wie Wilde leben und keinen anderen Handel treiben als mit Bisten, die sie aus gewissen Pflanzen ziehen und an die Eingeborenen verkaufen.

Persischer Briefstil. In der „Persischen Hof-, Staats- und Regierungs-Beschreibung des Missionars Sanjon (gedruckt 1695)“ befindet sich auch ein persischer Bräutigamsbrief, das überaus ergötzliche Proben der bombastischen persischen Schreibweise enthält. So schreibt man an alte Leute: Dem Heiligen und Ehrwürdigen unter den Gläubigen, dem Schatten der Bäume, dem Weißen unter denen, die in Wissenschaft berühmt sind, dem Vortrefflichsten der Gelehrten, dem Erben der Erkenntnis des Propheten, der Lampe der wahren, erleuchtenden Erkenntnis. Einem „Verständigen“ gebührt folgende Anrede: Zuflucht der Wohltätigkeit, dem Schenker der Vorteile der Weisheit, dem Verständigsten der Menschen, Vorgänger wohlredender Leute, deren Erkenntnis unergründlich ist wie das Meer usw.

Gesundheitspflege.

Sellerie als Mittel gegen Gicht. Während der kalten Jahreszeit haben viele unter Gicht zu leiden. Ein billiges und gutes Mittel zur Behebung dieser schmerzhaften Krankheit ist der Sellerie. Der Leidende hat täglich den Saft von zwei gelochten großen Sellerieknollen zu trinken und, wenn irgend möglich, die Früchte auch zu essen. Bereits nach kurzer Zeit der Kur wird sich eine Besserung der Krankheit einstellen.

man nicht schwer, eine Erklärung dafür zu finden. Er hatte einen Feind, Georg, denselben brutalen, erbarmungslosen Feind, der auch mich zu vernichten trachtete. Sagen Sie mir, ob sich der Oberst Sukto an jenem Tage in Potesci aufhielt!“

„Nein, ich werde Ihnen nichts darüber sagen, Madame. Ich will nichts mehr mit dieser Sache zu tun haben. Sie ist für mich abgetan und für immer zu Ende.“

„Wie können Sie sich der törichtsten Einbildung hingeben, daß sie für Sie abgetan und zu Ende sei, nachdem ich Ihnen gesagt habe, daß die Angaben jenes Mädchens alles über den Haufen werfen werden, was man bisher über diesen Leichenfund gedacht hat! Der Mann war in Potesci gewesen. Er hatte nach Ihnen gefragt und das Dorf verlassen, um sich nach Ihrem Hause zu begeben. In geringer Entfernung von diesem Hause fand man einen entseelten Körper. Es ist unausbleiblich, daß sich gegen Sie der Verdacht erheben wird, ihn getötet zu haben. Man wird eine Untersuchung gegen Sie einleiten, wird Sie vielleicht sogar verhaften. Wollen Sie mir noch immer nicht sagen, ob sich der Oberst in jener Nacht hier befand?“

„Ich dachte einen Augenblick nach, dann sagte ich mir, daß es kaum einer Zweck habe, ihr zu verschweigen, was ihr doch auf eine einfache Anfrage jeder Bewohner des Dorfes mitgeteilt haben würde.“

„Der Oberst ist an jenem Abend einen politischen Vortrag im Dorfe,“ sagte ich kurz.

Ihre Augen erglühten in einem noch leidenschaftlicheren Feuer.

„Ah, ich wußte es!“ rief sie. „Und jetzt habe ich ihn endlich in meiner Gewalt — jetzt endlich habe ich ihn. Ah, den ganzen Rest meines Lebens will ich mit Freuden dafür hingeben, ihn zu verderben.“

„Ich warne Sie vor allen übereilten Schritten, Madame! Ich will nicht darüber urteilen, ob ein Verdacht gegen den Obersten vorliegt oder nicht. Sicherlich aber gibt es nicht den Schatten eines Beweises. Wenn im jener Nacht ein Mord verübt worden ist, so war es ein Mord, der kein lebendes Wesen als Zeugen hatte.“

(Fortsetzung folgt.)

Gingerin als Schnupfenmittel. Selbst bei hartnäckigen Nasentatarrhen, die mit einer starken Entzündung der Schleimhäute verbunden sind, hat sich das Gingerin bestens bewährt. Es kommt nicht rein, sondern mit seinem doppelten Gewicht Wasser vermischt zur Anwendung. Am besten ist es, die Nase mit dem verdünnten Gingerin unter Zuhilfenahme eines Spülapparates auszuspielen. Im Notfall aber genügt es auch, das Mittel durch die Nase aufzuziehen.

Die Behandlung von Brandwunden mit Salzwasser ist aufs wärmste zu empfehlen. Die Schmerzen sollen beim Eintauchen der verletzten Stellen in ein Gefäß damit, über das Umschläge von in Salzwasser getränkten Binden bald nachlassen. Die Haut hebt sich nicht ab.

Letzte Kriegsnachrichten.

Berlin, 10. Dezember. Alle Blätter geben der Ueberzeugung Ausdruck, daß das deutsche Volk auf Inhalt und Verlauf der gestrigen Reichstags-Sitzung mit Genugtuung zurückblicken könne. Der „Berliner Lokalanzeiger“ schreibt: Unsere Feinde hatten sich von der sozialdemokratischen Interpellation ein kleines Schlachtfeld versprochen, auf dem die viel gerühmte und bis jetzt wirklich nicht wegzuleugnende Einigkeit Gesamtdeutschlands endlich zur Strecke gebracht werden würde. Heute stehen sie wieder einmal am Grabe einer Hoffnung. Nicht nur daß die beiden sozialdemokratischen Redner bei aller Friedenssehnsucht, der sie Ausdruck gaben, dem nationalen Empfinden unseres Volkes volle Gerechtigkeit widerfahren ließen, der Kanzler des Deutschen Reiches benutzte diese Gelegenheit, um die durch unsere Ueberzeugung auf allen Fronten geschaffenen ehrenwerten Tatsachen in würdiger Anelanderstellung vor den Augen der Welt vorüberzuführen, die so eine Wirkung erhalten, die im Lager unserer Gegner die nachdenklichen Stimmen vertiefen dürfte. An den entscheidenden Stellen klangen die Worte des Kanzlers hart wie Stahl und sie werden durch die Gesamterklärung der bürgerlichen Parteien wirkungsvoll unterstrichen. So sind wir durch die gestrige Reichstags-Verhandlung um einen erheblichen Schritt vorwärts gekommen. Wir wissen, daß, je länger die Feinde uns zwingen, den Krieg fortzuführen, desto schwerer die Bedingungen werden müssen, unter denen ein Friede für sie zu haben sein wird. Wir wissen, daß unsere Feinde weder im Osten noch im Westen Einfallstore behalten werden und wir wissen endlich, daß der Reichstag bereit ist, der Regierung zu folgen, wenn sie Gebietsveränderungen verlangen sollte, die notwendig sind, um Deutschlands militärische, politische und wirtschaftliche Zukunft dauernd zu sichern. Dieser Gewinn des Tages ist wirklich nicht auf der Kreditseite unserer Feinde zu buchen. Im „Berliner Tageblatt“ heißt es: Der Reichskanzler hat gestern mit Recht gesagt: Wenn wir um Haus und Hof kämpfen, geht uns der Atem nicht aus. Zu dieser Versicherung bekennt sich jeder in Deutschland wie zu einer Selbstverständlichkeit. Die „Freisinnige Zeitung“ schreibt: Wir glauben, daß die Gegner sich von der sozialdemokratischen Interpellation viel versprochen haben; sie sind um eine arge Enttäuschung reicher geworden, denn wenn schon die Reden der beiden sozialdemokratischen Abgeordneten absolut dazu geeignet sind, gegen Deutschland ausgenutzt zu werden, so hat die Beratung auch noch Kundgebungen bei der Rede des Reichskanzlers und der Erklärung der bürgerlichen Parteien gebracht, die den Feinden die Hoffnung auf eine Schwächung Deutschlands durch innere Uneinigkeiten nehmen muß. Die „Tägliche Rundschau“ stellt den beiden sozialdemokratischen Rednern das Zeugnis aus, daß sie alles taten, um dem Feinde die Möglichkeit einer Deutung des sozialdemokratischen Antrages als Zeichen der Ermüdung und Schwäche zu geben. Auch darin hätten die sozialdemokratischen Redner eine erfreuliche Uebereinstimmung mit der Regierung und allen Volksgenossen bekundet, daß jede Rechnung auf unsere wirtschaftliche Erschöpfung verfehlt sei und drittens hätten sie bekundet, daß sie jeden Gedanken einer Abtretung deutschen Gebietes mit Entschiedenheit zurückweisen und insbesondere für die französische Hoffnung auf eine Wiedereroberung von Elsass-Lothringen kein Verständnis hätten. Die „Germania“ faßt das Ereignis des Tages dahin zusammen, daß sie sagt: Die zweite Kanzlerrede war der schönste Ausdruck der festhaften und kraftvollen Stellung, die Deutschland und seine Verbündeten in diesem schwersten aller Kriege politisch und wirtschaftlich errungen haben.

Weilburger Wetterdienst.

Vorausichtige Witterung für Samstag, den 11. Dezember:
Vorwiegend trübe, Niederschläge, meist Regen, milde.

Kriegs-Kornfrank ist der Ersatz für Bohnen-Kaffee. Das ganze Paket kostet nur 50 Pf. In seiner Ausgiebigkeit liegt seine Billigkeit. Heutzutage muß jede Hausfrau sparen.



Für die Schriftleitung verantwortlich: Karl Klose, Herborn.

Saat auf Hoffnung.

Lieber (S. v. S.) Bielefeld.

Der Regen rieselt — die Kutsche dampft.
Die Faust fest um den Pflugstiel gekrampt,
Gebugt den Rücken, schloßweis das Haar,
Zieht wortlos der Alte Jahr um Jahr —
Aus dem Allenteil rief ihn die Not der Zeit,
Er hat nicht gezauert — er war bereit.

Und unsern drüben, zur selben Zeit,
Wo die Saat er jetzt in den Boden gestreut,
Sein Weib, ein Mütterlein runzlig, klein,
Schafft müde das Korn in sein Grab hinein;
Lenkt Ruhegepann und Egge geschickt,
Hat fest voraus, nicht zurückgeblieben.

Und weit, ach, so weit unterm Himmelszelt,
Bestellt man ein anderes Saatenfeld.
Den Sämann nennt man „den Schnitter Tod“,
Das Feld der Ernte ist dein, o Gott.
Und dort, zu den Rösslein in's Nassengrab.
Senkt man auch Eure drei Buben hinab.

Die Abendglocke tönt wieder ins Tal —
Es schließen die Alten die Hände zumal;
Ein Beten ohn' Wort, nur ein Herzensschlag,
Den Gott allein wohl verstehen mag:
„Auf Hoffnung die Saat in die Erde gestreut —
Sie reife für Zeit — für Ewigkeit!“

Aus aller Welt.

Die Wanderausstellung für Säuglingskunde des Kaiserin-Auguste-Viktoria-Hauses in Berlin, das bis vor kurzem mit großem Erfolge in Brüssel gezeigt wurde, ist in Gegenwart des Generalgouverneurs Freiherrn von Bissing jetzt in Lüdtich eröffnet worden.

Erdbeben in Italien. „Information“ meldet vom 5. Dezember aus Rom, daß ein heftiges Erdbeben am 7. Dezember um 2 Uhr früh in Latium die Ortschaften Grosio, Gonne, Coprona und Livoli heimsuchte.

+ Der Bürgermeister von Sofia, Radew, richtete ein Telegramm an den Wiener Bürgermeister Weiskirchner, in dem es heißt: Heute triumphiert Sofia, da auf der Südfront unsere gemeinsamen Feinde, die Serben, Franzosen und Engländer, niedergeworfen und in Panik zurückgetrieben worden sind. Ich beileide mich, in Ihrer Person der Wiener Bürger zu grüßen anlässlich der Niederwerfung der niederträchtigen Serben, welche gebührend bestraft worden sind für ihre grausamen Verbrechen gegenüber der österreichisch-ungarischen Krone. — Bürgermeister Weiskirchner beglückwünschte in einem Antworteletrogramm die Hauptstadt des edlen Bulgarenvolkes zu den kriegerischen Erfolgen, die einem Triumphzuge des Rechtes und der Freiheit glichen. Er sagte: Was die Not der Zeit aneignend, wird halten und uns ein kostbares Vermächtnis bleiben in der Zeit des siegreich errungenen Friedens.

Vermischtes.

Was bedeutet der Ausdruck „himmlisches Reich“? Seit einer langen Reihe von Jahren geniest China die, freilich ironisch gemeinte, Ehre, das „himmlische Reich“ zu heißen. Diese Bezeichnung gründet sich indes auf eine bloße Wortverdrehung, die, wenn auch verschiedener Art, doch ebenso wichtig oder sabelt, als wenn man England von „Land der Engel“, d. h. Paradies, herleiten wollte. Bei all ihrem Nationaldünkel und der paradoxen Art, welche die Chinesen oft zur Schau tragen, ist es ihnen doch niemals in den Sinn gekommen, sich selber oder ihrem Lande das Prädikat „himmlisch“ beizulegen. Dagegen nennen sie China häufig „Was unter dem Himmel ist“ (Tien-hia), d. h. die bewohnte Erde. Dieser Ausdruck hat sich aus grauer Vorzeit verpflanzt, in welcher, wie bei anderen Völkern, die Begriffe von Welt und Heimat noch nicht geschieden waren. Nur der Kaiser wurde, wenn er gerecht und als würdiger Repräsentant des Weltgeistes regierte, von seinen Untertanen „Sohn des Himmels“ (Tien-ay) genannt, ähnlich wie die Römer „divus Augustus“ usw. sagten. In Nebereinstimmung damit nannte der Kaiser selbst seine Dynastie, niemals aber sein Land oder Volk, die himmlische (Tien-tschao).

Raupenvernichtung durch Pilze. Es ist bereits verschiedentlich von Forstleuten und Naturforschern die Beobachtung gemacht worden, daß die in den Kiefernwäldern Nordostdeutschlands hausenden Raupen durch einen Pilz, Empusa genannt, plötzlich massenweise getötet werden. Eine bekannte Autorität macht im Anschluß an diese Beobachtung folgenden Vorschlag: Sobald an den Raupen irgendwo diese Pilzbildung sich zeigt, werden sie möglichst massenweise eingesammelt, um nach dem Erhitzen von ihnen als grauweiße Mehlstaub erscheinenden Pilz abzusieben. Dieser wird sehr sorgsam getrocknet und kann dann an trockenen Stellen jahrelang aufbewahrt werden, ohne zu verderben, d. h. seine Lebenskraft zu verlieren. Wenn dann aber wieder irgendwo ein Raupentraj in größerem Maßstabe sich zeigt, so werden rings in den betroffenen Forsten in günstiger Windrichtung mit den Pilzsporen eine Anzahl Raupen bestraut. Man darf mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Pilzwucherung sogleich ansetzend auf die Raupen sich ausbreitet und sie in kurzer Zeit sämtlich vertilgt. Der Vorschlag dürfte wohl Erwägung verdienen, da bei gewissermaßen rationaler Anwendung des Pilzstaubes der Raupenraß bald zu den abgetanen oder doch wenigstens erfolgreich bekämpften Dingen gehören könnte.

Die Analphabeten in Frankreich. In jedem Jahre müssen sich die französischen Rekruten einer Prüfung unterziehen, um ein Urteil über den Stand ihrer Schulbildung zu gewinnen. Die Prüfung erstreckt sich auf die reinen Elementargegenstände: Schreiben, Lesen, Rechnen, Geschichte und Geographie. Wie man sich erinnern wird, war das Ergebnis im Jahre 1913 ein äußerst trübseliges, da ein ungeheurer Prozentsatz der Rekruten vollständige Analphabeten waren, d. h. weder schreiben noch lesen konnten. Das Resultat im vorigen Jahre ist nicht viel glänzender. Die Prüfungsklasse zählte 227 068 junge Soldaten. Die Prüfung ergab, daß bei nicht weniger als 50 800 die Notwendigkeit eines weiteren Besuchs der Regimentschule festgestellt wurde. Von diesen 50 800 Rekruten konnten 7859 weder lesen noch schreiben. Ungefähr ein Viertel aller Wehrpflichtigen kommt also zum Regiment mit einer Bildung, wie sie dem Wissen von zehnjährigen Schülern entspricht, während etwa 3,5 des Schreibens und Lesens völlig unfähig sind.

Verkauf eines Wagens.

Montag, den 13. Dezember, vormittags 10 Uhr soll auf dem Posthofe in Herborn

ein ausgemustertes Landbriefträgerwagen

meißbietend gegen Barzahlung verkauft werden.

Kaiserliches Postamt.

Weihnachtsspende für unsere Feldgrauen!

Zum 2. Male feiern unsere Feldgrauen das Christfest, fern der Heimat, im Feindeslande. In den weiten Gauen des deutschen Vaterlandes regt sich wiederum die edle Liebestätigkeit. Jeder, auch der ärmste Soldat, soll zu Weihnachten ein Geschenk haben als ein äußeres Zeichen der Dankbarkeit, die das deutsche Volk gegenüber denen empfindet, die Familie und Heimat verlassen haben, um das Vaterland vor den Schrecken des Krieges zu bewahren. Bei der Verteilung der Gaben wolle man gütigst auch diejenigen berücksichtigen, die als eine durch die gänzlich neuen Forderungen des Weltkrieges geschaffene Neuformation leicht übersehen werden: Die Armierungssoldaten.

Der gegenwärtige Krieg hat gezeigt, daß der Spaten manchmal noch wichtiger ist als das Gewehr, und daß hat unsere oberste Heeresleitung die Armierungsbataillone geschaffen, in denen heute mehr als 200 000 Soldaten vereint sind, die auf den langen Fronten im Osten und im Westen wie auch in Serbien tapfer Hade und Spaten schwingen. Die höchsten Heerführer, wie z. B. noch jüngst der Kronprinz, haben in Armeebefehlen betont, wie die Armierungssoldaten sich unentbehrlich gemacht haben durch Entlastung der Pioniere und Infanterie.

Ewa 500 brave Landsturmlente aus Hessen-Nassau, Siegerland und Sauerland sind nun an einem der Brennpunkte der Westfront in einer Armierungskompanie vereint und schangen dort in Wind und Wetter, Tag für Tag, häufig bedroht durch Artilleriegeschosse und Fliegerbomben; eine Anzahl von ihnen sind bereits für's Vaterland verblutet. — Ihrer gedenket, die Ihr unbehelligt von den Schrecknissen des Krieges, in den Städten und Dörfern der Heimat sitzt! Ihr aus den schönen Bergen des Sauerlandes und Westerwaldes, Ihr von der Sieg und Lahn, von der Dill und Weil, Ihr von Frankfurt, Olfen und Mainz, gedenket Eurer Landsleute im fernen Frankreich, damit sie ein schönes Christfest bekommen!

Gaben — auch die Fleinsten sind willkommen — sende man an die

2. Kompagnie, Armierungsbataillon 53, Feldpoststation 6 der 6. Armee.

(Kompagnieführer: Leutnant d. L. Laumanns).

Im voraus sei Euch herzlichst gedankt!

Weihnachtsbitte

einer schweren Batterie Fuß-Art.-Regt. Nr. 9, 1. Bataillon.

Nach der Rückkehr aus Russland und nach Beendigung der großen Champagneschlacht rüstet die Batterie zur zweiten Weihnachtsfeier vor dem Westfeinde.

Um das Fest würdig zu feiern und den Mannschaften die Heimat etwas zu ersetzen, bittet die Batterie um

praktische Geschenke.

Das Kleinste wird mit Dank angenommen. Die Annahme erfolgt in den Geschäftsräumen der Firma Ausstattungs- haus Louis Lehr, Herborn, Hauptstraße. Die Sachen werden am 18. Dezember von Mannschaften der Batterie abgeholt.

Weihnachten in Bethel.

Zum zweiten Male, mitten unter Arm und Leid des großen Krieges, wird das deutsche Volk die Weihnachts-Vorstellung hören. Auch unsere Bethelgemeinde rüstet sich auf die Feier des Festes, das von dem Frieden und der großen Freude redet. Einen Abganz dieser Freude möchten wir gern den tapferen Kriegern bringen, die auf ihrem Schmerzenslager oft einen heißeren Kampf zu kämpfen haben als vorher draußen in den Schützengräben. Bisher sind schon fast 7000 Verwundete in unseren 30 Lazaretten aufgenommen worden; wir rechnen, daß 1800 zu Weihnachten bei uns sein werden. Dazu kommen fast 3000 Kranke, Kinder und Heimatlose. Auch sie hoffen auf eine bescheidene Weihnachtsgabe. Wer hilft uns dabei mit? Für alles sind wir dankbar, ob man uns Kleidungsstücke schicken will oder Zigarren, Bilder, Bücher für die Großen, Spielsachen für die Kleinen oder Geld, um das zu kaufen, was Kleine und Große am meisten erheitert. Je eher es geschieht, um so besser können wir alles verteilen!

Mit herzlichem Weihnachtsgruß an alle Freunde von Bethel

F. v. Bodelschwingh, Pastor.

Bethel bei Bielefeld, im November 1915.

Weihnachtsbitte!

Wer möchte nicht in dieser Zeit den Kindern eine Freude machen. Die

Kinderschule

bittet herzlich um Gaben für 120 Kinder an Fräulein Dahlischen oder den Unterzeichneten.

Herborn, den 27. November 1915.

Professor Hausen, Detan.

„Der Reichsbote“.

gegründet 1873 von Heinrich Engel.

„Der Reichsbote“ ist eine christlich-konservative Tageszeitung.

„Der Reichsbote“ tritt ein für die Erhaltung der christlichen Weltanschauung als der sittlichen Grundlage der Kultur, für die Macht und Größe des Reiches, sowie für Erhaltung und Stärkung eines tüchtigen Mittelstandes, für die Förderung der nationalen Arbeit in Landwirtschaft, Handwerk und Industrie, in Kunst und Wissenschaft sowie für eine besonnene Sozialreform.

„Der Reichsbote“ bietet alles was zu einer großen modernen Zeitung gehört: Leitartikel, politische Tagesübersicht, Original-Korrespondenzen, Referate über Theater, Kunst, Provinzial- und Berliner Lokal Nachrichten, Wetterberichte und Karten, Börsen, Produkten- und Marktberichte, einen täglichen Kurszettel und die ständigen Abteilungen: Soziales, Meer und Flotte und Literarische Rundschau. Ferner erscheinen als besondere Beilagen: Kirche und Schule, das Sonntagsblatt (mit wissenschaftlichen Aufsätzen), das tägliche Unterhaltungsblatt (mit Originalromanen und Novellen, wissenschaftlichen und unterhaltenden Aufsätzen, Schach- und Rätselspiele usw.), der haus- und landwirtschaftliche Ratgeber und die Verlosungslisten.

„Der Reichsbote“ erscheint 13 mal wöchentlich, mithin auch Montags zweimal.

„Der Reichsbote“ kostet vierteljährlich 5,50 Mk. Alle Postanstalten und in Berlin auch die Zeitungs-geschäfte nehmen Bestellungen entgegen.

Unter Bezugnahme auf diese Anzeige liefern wir den „Reichsboten“ für die zweite Hälfte eines Monats kostenfrei zur Probe.

Die Geschäftsstelle des „Reichsboten“

G. m. b. H.

Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Briefmappchen

mit 5 Bogen und 5 Couverts
in einzeln wie auch zum Wiederverkauf
in verschiedenen Ausführungen wieder vorrätig in der
Buchdruckerei Anding, Herborn.

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter)

Gegründet 1854.

Versicherungsbestand Ende 1904	1 Milliarde 166 Millionen Mk.
Bauvermögen	458 „ „
Darunter Extra-Dividendenreserven	78 „ „

Auskunft erteilt Helmr. Stuhl, Herborn.

Mädchen

sucht Monatsstelle. Näheres durch die Geschäftsstelle d. Bl.

Weihnachts-Kerzen

Kronenleuchterkerzen Wagenkerzen empfiehlt

Franz Heinrich Kolonialwaren-Großhandlung Dillenburg.

Eilt!!

Feinste Frucht-Marmelade Pfd. 30 bis 40 Pfg. liefert

Gargmann, Kiel Hohenstaufenring 37.

Jagdhund

(Nähe), auf den Namen „Toll“ hörend, ist im Oktober von Gaiger aus entlaufen. Wiederbringer erhält gute Belohnung. Vor Ankauf wird gewarnt. Nähere Auskunft über den Verbleib des Hundes ist zu richten an Emil Anding in Herborn.

Verloren 25 Mark.

Polizeiverwaltung Herborn.

Buchdrucker- Lehrling

gegen sofortige Vergütung für bald gesucht.

Buchdruckerei Emil Anding Herborn.

Kirchliche Nachrichten. Herborn.

Sonntag, den 12. Dezember (3. Advent.)

10 Uhr: S. Pf. Brandenburger. Lieder: 39, 42.

1 Uhr: Kinder Gottesdienst.

2 Uhr: Herr Pfarrer Conrad. Lied: 43.

Abends 8 1/2 Uhr: Versammlung im Vereinshaus.

Herr Missionar Gleschewetter aus Köln.

1 Uhr: Kinder Gottesdienst. Lieder: 43.

4 Uhr: S. Pfarrer Conrad.

Taufen und Trauungen: Herr Detan Professor Hausen.

Dienstag, den 14. Dezember, abends 9 Uhr:

Kirchenchor in der Kinderschule.

Mittwoch, den 14. Dezember, abends 8 Uhr:

Jungfrauenverein im Vereinshaus.

Donnerstag, den 16. Dezember, abends 8 1/2 Uhr:

Kriegsgeheimnisse in der Aula.

Freitag, den 17. Dezember, abends 9 Uhr:

Gebetsstunde im Vereinshaus.